

# Morgarten : aus "Im Hochus"

Autor(en): **Stickelberger, Emanuel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **217 (1938)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375036>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Morgarten.

Aus „Im Hochhus“ von Emanuel Stifelberger, Basel-Uttwil.

Zeichnungen von Burkard Mangold, Basel.

Früher als es der ghibellinische Dichter voraussah, nahm Heinrich VI. den kronengeschmückten Himmelsstich ein, den ihm die Göttliche Komödie anwies: der Lützelburger legte sich fröstelnd in ein toskanisches Klosterbett, wo ihn Fieberträume, die ihm die Erfüllung seiner hochgemuten Pläne brachten, in den Tod gaukelten. Er hatte den Urnern, Schwyzern und Unterwaldnern die Reichsfreiheit bestätigt. Jäh brach eine neue kaiserlose Zeit an; Herrscherin war die Gesetzlosigkeit, und die Willkür schritt als ihre Schildhalterin erhobenen Hauptes durch die Lande.

Die Waldstätte hielten sich an den Ewigen Bund, den sie nach dem Tode Rudolfs von Habsburg „als ein ehrbar Friedenswerk“ beschworen hatten: „Und soll mit Gottes Willen ewig und stet währen.“

Ewig und stet. Eine geistliche Hand hatte vor drei- und zwanzig Jahren den Kiel geführt, da diese Worte bedächtig aufs Pergament gesetzt wurden; die Landammänner hatten die Siegel dazu gegeben. Das war unumstößlich, und es war geheiligt durch die Anfangsworte des Bundesbriefes: „In Nomine Domini — Amen.“

Kaiserlose Zeit, wie nach Rudolfs Tode.

Trozig, ungestüm wehrten sich die Waldstätte der Angriffe auf ihre Selbständigkeit. Wo das von geistlichen und weltlichen Fürsten gesprochene Recht über Streitigkeiten mit ihren Nachbarn ihnen nicht zupasse kam, entschieden darüber ihre Landsgemeinden und Gangerichte. Der Gegenpart mochte zusehen, wie er zu seiner Sache kam; aus dem Zusehen erwuchs ihm das Nachsehen.

Österreichs langer Arm reckte begehrlieh die gepanzerte Faust nach den drei Ländern. Auf sein Geheiß hatten die Luzerner begonnen, die Anwohner des Sees durch stete Angriffe zu ermürben. Unbemerkt legte in sternloser Nacht das stattlichste Luzerner Schiff, die „Ganz“, am Turme zu Stansstad an. Schon rüstete sich die Mannschaft zum Landen, da schlug ein Ruder hart ans Ufergemäuer — die Turmhüter spitzten die Ohren. Im nächsten Augenblick brach ihr Hornstoß die Stille, daß die wehrhaften Nidwaldner Bauern und Fischer aus den Strohsäcken fuhren. Und kaum hatten die überraschten Angreifer, vom rauhen Hall geschreckt, Maul und Augen aufgerissen, rumpelte es über ihnen, sauste ein blitzschneller dunkler Schatten durch die Luft: ein vom Turm gewälzter Mühlstein fuhr in die Planken, schlug etliche der Männer zu Brei und dem Schiffsboden ein Loch. Sie fanden Hals über Kopf Arbeit genug, dachten nicht mehr ans Landen, nur noch ans Abstoßen. Aber das hatte seine Haken; denn das Wasser drang durch die Fugen und legte das Boot zusehends auf die Seite. Zu allem Unglück bog die Urner Barke, der „Fuchs“, die diese Nacht den See bewachte, just um die Nase des Bürgerbergs und ruderte auf das Sturmzeichen eilends am Rehrüster Ufer herbei. Die Luzerner wehrten sich wacker, aber

sie zogen den kürzeren. Die nicht erschlagen wurden und ertranken, fanden im Stansstader Turm Quartier; das Lösegeld, das sie einbrachten, war willkommen zum Ausbau der Befestigungen.

Um die nämliche Zeit verfuhr die von Schwyz nicht säuberlich mit ihrem geistlichen Anwänder, dem Stift Einsiedeln, das seit Menschengedenken mit ihnen im Marchenstreit lag. Allenthalben in seinem Bereich hatte der Abt die Glocken läuten und im Schein geweihter Kerzen Bann und Interdikt wider die Ammänner und Gemeinden von Schwyz, Steinen und Muotatal verkünden lassen. Als Antwort setzten die erbosteten Landleute einen Preis von vierhundert Pfund Pfennig auf seinen Kopf; da sich niemand den Preis verdiente, zogen in der Dreikönigsnacht drei Scharen Reiter und Fußvolk über das Alptal und den Sattel, sammelten sich im Finstern Wald um ihr Banner und erstürmten unter Führung des Landammanns Werner Stauffacher das Stift. Der Abt war zu seinem Heil über Land gefahren; da hoben die Enttäuschten das ganze Konvent aus und führten es mit samt den Viehherden über den Katzenstrich heimzu. An Kirchengewerten, Hausrat und Teppichen ließen sie mitlaufen, was ihnen in die Augen stach: dem Feinde sollte das Bannfluchen eingetränkt und für allemal verleidet werden.

Das setzte weit herum einen großen Spektakel. Ein Kloster ausgeraubt, seine Insassen samthaft gefangen genommen, darunter Anverwandte der mächtigen Habsburger und Toggenburger Grafen! Nichts — schien es — war diesen Leuten heilig als ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Dem Abt blieb fürs erste nur übrig, die Faust im Sack zu machen, sie aber geöffnet mit dem Beutel wieder hervorzuziehen, um sein Konvent aus der unwürdigen Haft zu lösen.

Als zu Ende des Weinmonats 1314 die Kunde von der Wahl Friedrichs des Schönen von Österreich zum deutschen König über den Rhein drang, hielten der Einsiedler Abt und mit ihm alle Widersacher der Waldstätte die Stunde der Abrechnung für gekommen. Dann schnell folgte neue Zeitung: Nur drei Kurfürsten hatten Friedrich in Sachsenhausen erkieset, tags darauf hatten vier — die Mehrheit! — Ludwig dem Bayern die Krone bestimmt.

Die sich vorzeitig gefreut hatten, machten lange Gesichter. Indes der Österreicher ließ sie wissen, daß er nicht ans Nachgeben denke; es würde sich weisen, wer zuletzt lache. Da nahmen sie entschlossen für ihn Partei. Der erste, der den Nacken erhob, war Abt Johann von Einsiedeln, der ohnehin unter der Schirmvogtei Österreichs stand. Er erwirkte, daß die Schwyz und mit ihnen ihre Bundesgenossen in Uri und Unterwalden durch den Konstanzer Bischof in den Kirchenbann kamen. Den konnten sie nicht unter den Tisch wischen wie den äbtischen — ein Bischof war ein Bischof, zudem lagen die Waldstätte im Kon-

stanzer Sprengel. Ein weiterer Wink des Abtes, und Friedrich verhängte die Reichsacht über sie.

Das hatten sie um Österreich verdient; denn sie hatten von vorneherein die Achseln gezuckt: „Drei von sieben? Die Mehrheit ist König!“ und Ludwig ihre Anerkennung wissen lassen.

Die Geächteten und Gebannten ließen sich's nicht anfechten und beschickten den Bayern. Dem kam's gelegen, im Schoß der österreichischen Lande Bundesgenossen zu finden, er hob die Axt flugs auf und bewirkte beim Erzbischof von Mainz, dessen Erzsprenkel das Konstanzer Bistum zugehörte, die Lösung vom Bann. Die der Unbill Ledigen lachten den Klosterleuten ins Gesicht, wo sie sie trafen: Ein Erzbischof war ein Erzbischof!

Immerhin: alles umliegende Gebiet gehörte dem Österreicher oder hielt zu ihm, selbst Zürich, und der Gegenkönig war fern; der hatte Mühe, sich im eigenen Lande zu behaupten. Und Friedrich machte kurzen Prozeß. Er widerrief alle Freiheiten, die die Länder von früheren Königen erhalten hatten und erklärte die Waldstätte bündig als Eigentum seines Hauses.

Das war Krieg.

Die bedrohten Talente lachten nicht mehr. Aber sie huben an, sich zu bewehren und ihr Gebiet zu verschützen. Sie hatten eine eigene Waffe erfunden, Beil und Dolch zugleich, die zu Stich und Hieb, vornehmlich zum Herunterreißen des berittenen Gegners diente; die nannten sie Halparte, und ihre Schmiede fertigten davon auf Tod und Leben. Im See errichteten sie Schanzpfähle vom Absturz des Bürgen bis zum Lopperberg, Befestigungen vom Fuße der Fronalp bis gegen den Armiberg, vor allem aber eine starke Vehr, zwölf Fuß hoch, mit Toren und Türmen, vom Ruisberg nach Urth am Zugersee und von da an bergwärts ansteigend zur Rigisfluh.

Und aus Kirchen und Kapellen, aus Talhäusern und von stiller Alp schrien sie einmütig zu Gott — der Chronist meldet's — die Heimat vor Schmach und Knechtschaft zu retten.

In letzter Stunde suchte der Graf von Toggenburg zu vermitteln; ein Zuwachs der Macht Österreichs war ihm unlieb. Doch der Abt von Einsiedeln, ungeduldig, den Heimsuchungen seines Stiftes durch die selbstherrlichen Nachbarn ein Ziel zu setzen, redete wider den Frieden. Und da Österreich mehr forderte, als mit der Freiheit der Talente bestehen konnte, war ihre Antwort: „Mit Gott erwarten wir den Feind!“

\*

Unter höchstem Gepränge ward zu Pfingsten 1315 in Basel die Doppelhochzeit König Friedrichs mit Elisabeth von Aragon und seines Bruders Leupold mit Katharina von Savoyen durch den Bischof eingeseget. Die beiden Söhne König Albrechts übertrugen ihre Umgebung um Haupteslänge, und die Baslerinnen stritten sich, welchem der beiden fast gleichaltrigen Fürsten der Preis der Schönheit gebühre. In den Kampfspielen warfen sie jeden Gegner: fürwahr, sie schienen in allen Stücken unüberwindlich.

Allein Unfälle stellten sich ein und trübten den Glanz der Festesfreude. Zweimal brachen auf dem Münsterplatz Schaugerüste, erstlich beim Lanzenstechen, wobei in der Verwirrung verletzte Edeldamen ihr Geschmeide einbüßten, hernach als ein Zisterzienser dem Volke feierlich die Reichskleinodien vorwies; diesmal fanden Duzende unter den Trümmern den Tod. Nicht genug: beim Hauptturnier rannte der Ritter von Gebweiler dem Grafen von Rakenellbogen seine Lanze so ungeschickt ins Auge, daß der Betroffene nach einer Stunde den Geist aufgab.

Der gemeine Mann begann über die Häufung der Unglücksfälle zu rannen, nahm sie als schlimmes Vorzeichen für die Laufbahn der fürstlichen Hochzeit. Der Jenny von Stocken, Herzog Leupolds neu eingestellter Narr mit dem Riesenschädel auf dem Zwergenleib — nichts als Haut und Knochen — machte tiefsinnige Sprüche. Er brachte sie trocken vor, wie immer ohne das Fußknackermaul zu verziehen:

„Muß man Ungefell haben, so bricht man den Finger im Habermus.“

Im Augenblick hatte er eine Maulschelle weg.

„Das fürs Habermus, du Weinhaus!“

Sein Herr vertrug nur eindeutige Spässe und zuletzt solche, die auf irgendwelches Fehlschlagen deuteten.

Mitten im Festgelage war die trözige Botschaft der Waldstätte eingetroffen. König Friedrich hob das in ungeschminktem Alemannisch verfaßte Schreiben auf, um es nach der Tafel verlesen zu lassen. Dieser Spaß war eindeutig. Er diente dem Nachtsich zur besonderen Würze. Boß Marter — die Handvoll Melker auf ihrer Ruhweide erklärten ernsthaft den Krieg! Die Herren hielten sich die Bäuche vor Lachen: den Wolkenschmeckern würden sie die Nacken biegen, daß es ihnen nicht mehr in die Nasenlöcher regnete.

Bei Fürstenhochzeiten war bräuchig, die Lustbarkeiten für die Gäste mit einer stattlichen Treibjagd zu beschließen. Kein Weidgang konnte unter größerem Beifall angesagt werden, als diese Birsch auf zweibeinigem Hochwild. Die ritterlichen Becher jauchzten, tranken sich zu auf Sieg und Beute, daß der Markgräfler beim Anprall der Becher in goldenen Ahren über die Ränder schoß:

„Auf stattlichen Alpgang!“ — „Auf fröhliche Haß!“

Sie wußten in trunkenem Mut kaum mehr, auf was anstoßen:

„Krautmilzbrand — auf alle elftausend Jungfrauen!“

Ein alter Schnapphahn, der's trotz seines Burgstalls nötig hatte, maulte:

„An Beute trägt's Kühe und Kälber ab, weiter nichts.“

„Das battet. Kannst dir und deiner Sippe aus den Ruhfladen zeitlebens Sohlen schneiden lassen,“ hatte einer das Maul feil. „Vergiß nicht, Stricke mitzunehmen,“ der nächste.

Der Ritter von Gebweiler saß stumm in einer Ecke; der Gram über den Tod des Rakenellbogens, den er verschuldet, fraß an ihm.

„Kommst mit?“ rief einer. „Der Krieg heilt dir den Brast!“

„Ja komm' ich mit! Stellt mich zuvorderst.“  
„So meinst? Dafür mußt du einen anderen Krieg suchen — dieser mit den Rittern von der Sense und vom Dreschflegel ist sonder Fährlichkeit.“

Im entgegengesetzten Winkel plärrte der Jenny:

„Hölzin der Halm,  
Eis'n der Bart,  
Scharf die Halpart . . .“

Der König strahlte im Glanz seiner siebenundzwanzig Jahre, des Glückes über sein junges Gemahl und des sicheren Ausganges des bevorstehenden leichten Krieges, der Ludwigs Stern zum Sinken, ihm selbst einen weiten Vorsprung zum Thron bringen würde.

Leupold, sein kaum ein Jahr jüngeres Ebenbild, neigte sein Haupt zu ihm:

„Bruder, gönne den Feldzug mir! Bringt er mir Ruhm, ist's Ruhm für Habsburg.“

Und, da Friedrich zögerte:

„Ist's eines Königs Sache, Bauern zu züchtigen?“  
Jener lächelte, da er den Willen zu Kampf und Sieg und den verzehrenden Ehrgeiz, der ihn selbst erfüllte, auf des Bruders Stirne las:

„Es sei, Leupold. Ich gebe dir die Talleute in die Hand auf Gnade oder Ungnade.“

„Gnade!“ echote der abscheuinige Narr in seinem Winkel. „Schieß der Heng. Zermalme Rüstungen. Rote Bauern, bleiche Ritter . . . Wasserleichen . . .“

Sein Auge war schreckhaft geweitet. Keiner der Zecher achtete der Jammergestalt: auch andere hatten um diese Stunde das trunkene Elend, lallten wirres Zeug.

\*

Als sich in der Stadt Zug das Heer zum Einfall rüstete, fehlten wenige der Hochzeitsgäste. Immer noch trafen Verstärkungen ein. Die Herren von Habsburg, Kyburg, Toggenburg, die von Bonstetten, von Hallwyl waren mit ihrer gesamten Wehrmacht eingetroffen; Zürich hatte fünfzig blau-weiß gewandete Knechte gefandt, Winterthur, Luzern, Beromünster, Bremgarten ihre besten Leute. Als letzter rückte der Einsiedler Haufen an, mit den zwei Meinradsraben auf dem honiggelben Banner.

Herzog Leupold musterte die Scharen, und ein Lächeln überflog seine hübschen Züge. Ein Viertel der trefflich gewaffneten Mannschaft hätte längst ausgereicht; aber man zog ja aus zu Kurzweil, zu fröhlicher Pirsch.

Wirklich führte der alte Schnapphahn eine Last Stricke mit sich. Er rechnete auf eine namhafte Viehherde für die Triften seines verlotterten Burgstalls.

„Hast du genug, um den Landammännern zur hänsenen Hochzeit zu helfen?“ Der neidisch fragte, kehrte selbst beim Seiler an. Der war ausverkauft. Keiner, der nicht einen Strick in der Satteltasche barg. Man riet dem zu spät Bekommenen, Salz mitzunehmen, zum Locken; das gehe für Stricke. Der gedrungene Herr von Urikon, der sich fleißig die Nase begoß und schon mittags etliche Kränzlein gelupft hatte, möggte vor sich hin: am Ring, he he, am Nasenring, wollte er den Stier von Uri heimführen!

Der Einfallsplan war wohl vorbereitet. Um die Streitkräfte der Gegner zu zersplittern, hatte Graf Straßberg, der österreichische Vogt zu Unterseen, Weisung empfangen, über den Brünig ins Obwaldnerland einzubrechen. Zur Irreführung der Talleute würde eine Abteilung über Arth vorrücken. Der Gewalthaufe sollte kurz darauf über Ageri und den Sattel Schwyz überrumpeln.

Herzog Leupold wippte mit dem Finger: „Nun, Jenny, wird's recht?“

Der ließ die Unterlippe hängen und schüttelte das Haupt.

„Warum nicht?“

„Ihr ratschlagt, wie wir ins Land gelangen. Wohl. Und — wie kommen wir hinaus?“

Todernst blickten die Augen unter der unförmlich gewölbten Stirne; er schützte den Kopf mit dem Handrücken, gewärtig der Zurechtweisung. Doch das allgemeine Lachen steckte den Fürsten an:

„Kriegst beim Heimweg den hintersten Kuhschwanz zum Leitseil — so verläufst du dich nicht.“

Er sah sich im Kreise um: Boß Welten, sein Mutterwitz war besser als der seines bezahlten Spaßmachers:

Wieder machte der Narr Augen wie eine gestochene Geiß.

„Hast Bauchweh, Jenny?“ gistelte ein Speichel-lecker.

Dem Herzog stieg jetzt doch die Galle beim Anblick der wehleidigen Frage. Nach dem Feldzug würde er den Duckmäuser zum Teufel jagen, den geisterrichtigen.

Der Sankt-Leupoldstag stand vor der Tür. Unter wessen Obhut konnte das Unternehmen glücklicher ausfallen als unter der des Schutzpatrons seines Führers? Der fünfzehnte des Wintermonats ward für den Einfall bestimmt.

\*

Den Mannen des Schwyzepostens am Arther Turm der Lezinen ward in der späten Morgendämmerung die Zeit lang. Die nicht just Auslug hatten, würfelten um Nüsse; nur der pfliffige Bettchart, den das Zeitgeuden reute, saß abseits und schnitzte an einer Schottengelte.

Blözlich schwirrte es über ihren Köpfen — in den Stamm des nächsten Birnbaumes bohrte sich ein Pfeil. Sie sprangen auf, griffen zu den Waffen, riefen die Turmwache an. Die entdeckte den Bogenschützen nicht.

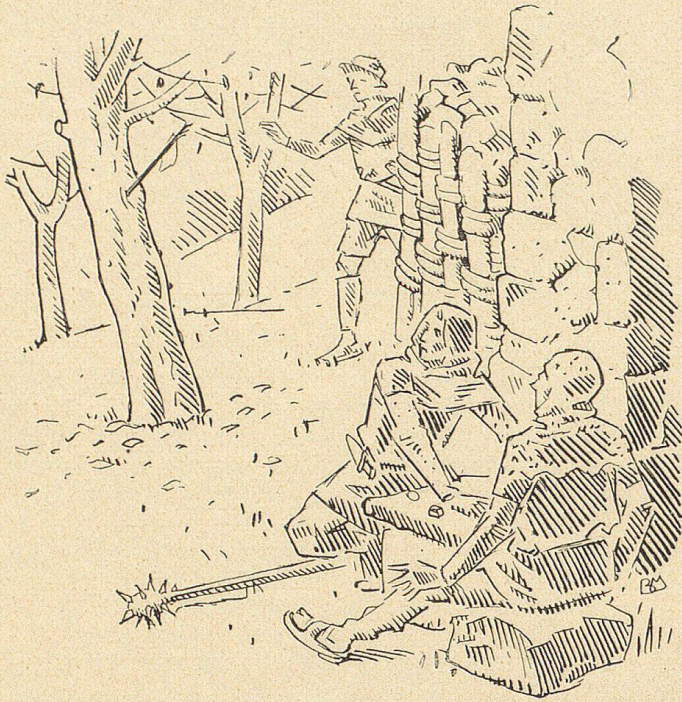
Der Bettchart stellte ohne Hasten seine Gelte zur Seite, versorgte sein Messer und ging, das Geschoß zu betrachten. Gelassen kehrte er zurück.

„'s ist Geschriebens daran!“

Neugierig entfalteten sie den Pergamentstreifen. Wer lesen könnte — diffig zum Kilchherrn!

Des alten Leutpriesters blöde Augen hatten zu buchstabieren. Nur eine Zeile, aber von ungelenker Kriegerhand gekritzelt. Das erste, was er ersah, war das Schlußzeichen, ein Buchstabe wie ein Hobelspan; den kannte er:

„Vom Hünenberg, dem Burgherrn drüben bei Zug, dem ich Gevatter bin.“



Langsam entzifferte er die Botschaft: „hütend üch uff sant ohtmars abend morgens am morgarten.“

Der Tag vor Sankt Othmar? Er schlug sein Stundenbuch auf und zählte an den Fingern ab: „Sankt Martin Dienstag, Sankt Othmar nächsten Sonntag. Also gilt's am Samstag, übermordrigrs. Schickt euern besten Läufer zum Landammann — oder besser: nehmt meinen Fohlen, keine Minute verliert!“

Eine Stunde später hatten sie die Botschaft in Schwyz; als es nachete, war das Aufgebot in der hintersten Gemeinde des Landes und bei den Verbündeten von Uri und Unterwalden.

\*

Übergroß hing der kupferrote Mond über dem Agerisee. In den Wäldern des Sattels und des Morgartens knackte und raschelte es geschäftig, heimliche Befehlsrufe hallten in die Nacht, und für Augenblicke traten gelenkige Gestalten in die Lichtungen. Von dem Gerigsboden oberhalb der Haselmatt keuchte und krachte es, als schleppten Riesen schwere Lasten herbei und schichteten sie zu unsichtbaren Wällen.

Schon verlor das Spiegelbild, das eine verkrüppelte Ufertanne im See warf, an Schärfe, ward dünner, undeutlicher. Das anbrechende lichte Grau empfing mächtig Gewalt und bleichte das Kupfer der Mondscheibe, daß sie zuerst möschig, dann nur noch verblieben wie altes Zinn schimmerte. Noch immer durchbrach auf der Höhe das Fördern von Felsstücken und Baumstämmen die Stille.

Bis aus dem Grau feuriges Morgenrot erstand, die Hänge umschloß und die Tannen im Osten schwärzer färbte, als es selbst die Nacht vermocht hatte; gleich dunkeln Todesrittern mit gezogenen Schwertern aus der güldenen Damaszierung von

Altarsflügeln ragten sie aus dem flammenden Himmel. Der See lag da in heimlichem Glühen: eine riesige Blutlache.

In unmerklichem Morgendunst war der Tag angebrochen. Am schier sommerlich blauenden Himmel trieb ein lichter Wolkenballen einsam dahin, unter sich einen runden Schatten auf den vom Raureif glitzernden Matten schiebend.

\*

Totenstille überall in der unbewohnten Gegend. Die dreizehnhundert Eidgenossen, die auf den Halden des Mattligüttsch verborgen sind, regen sich nicht; auch die fünfzig nicht, die auf dem Gerigsboden des Augenblicks harren, um mit sehnigen Armen die nächtlich gerüsteten Blöcke und Stämme herabzureißen. Hinter den entlaubten Buchen des Wäldchens, das den Weg unten am südlichen Ende des Sees säumt, rüstet sich eine Abteilung darauf, dem Feind den Engpaß zu sperren, den das Vorspringen eines Hügels gegen das Seeufer hin bildet. Hier kann sich die Reiterei nicht entfalten, sie muß zurück in das kleine Talbecken, wo das Heer seine ganze Breite der Wucht des Überfalls bieten wird.

Die auf dem Gerigsboden überblicken die See- fläche. Sie sind's, die das Auftauchen der Spitze der Reiterschar bei Unterägeri zuerst erspähen, die gewahren, wie sie eine endlose Schlange nachzieht, aus der ungezählte Helme und Lanzenspiken in der Morgensonne funkeln.

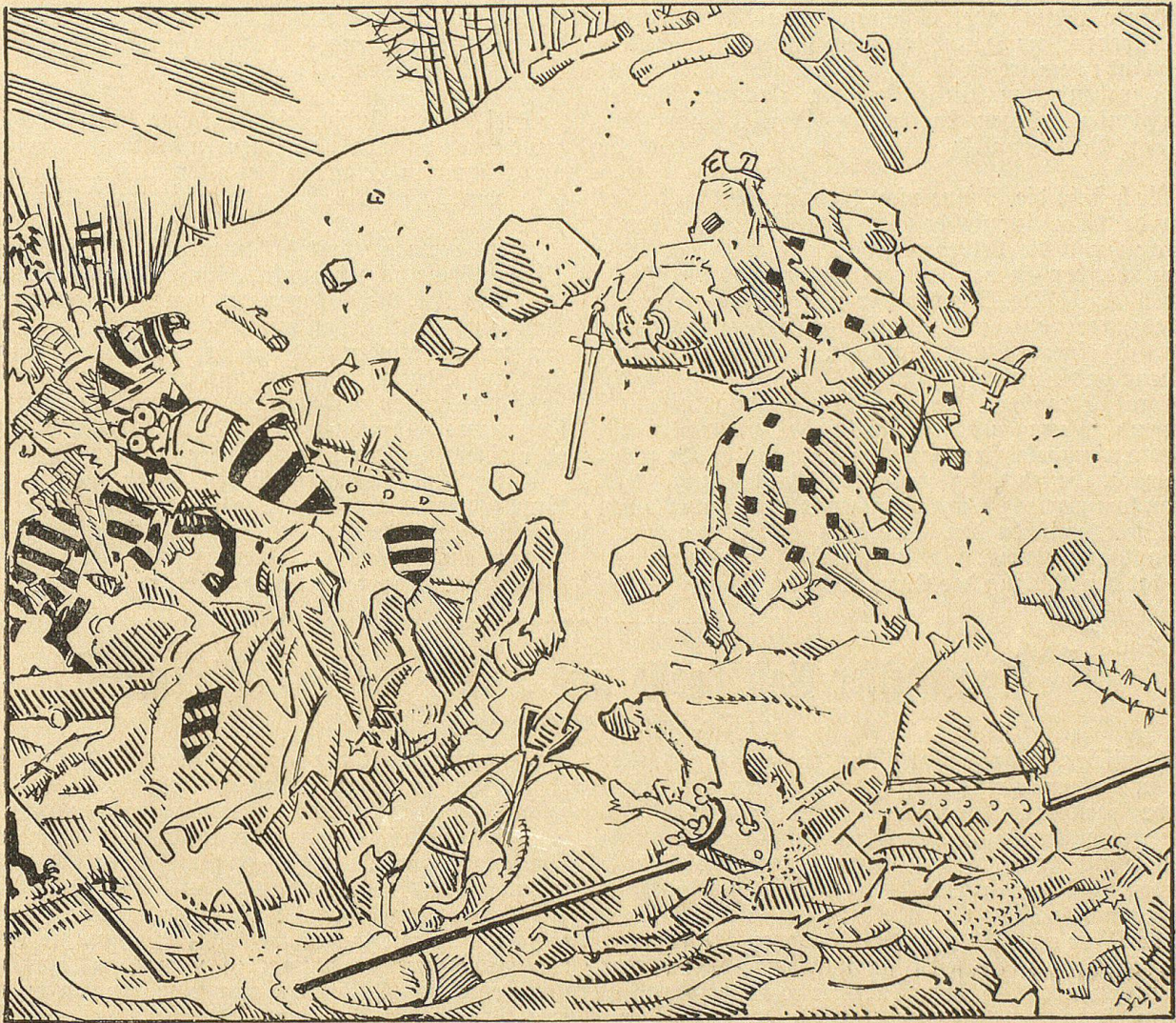
Jetzt langen die Vordersten auf der Haselmatt unter ihnen an; vernehmlich dringt mit dem Aufschlagen der Hufe das Stimmengewirr der Reiter zu ihnen herauf. Sie muksen nicht und lassen den stolzen Zug seinen Todesritt auf dem Ufersträßchen fortsetzen, bis er ganz im Netz sein wird . . .

Da: die Mannen am Buchenwäldchen stehen plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor der Spitze des Heeres und verstellen ihr mit gezückten Halparten den Weg. Die Überraschung ist ihnen Bundesgenosse. Die Gegenwehr der vordersten Reihen ist ungeschickt; schon liegen sie zwischen ihren röchelnden Tieren am Boden, den Hintermännern das Herankommen erschwerend.

Schnell erfassen die Nachrückenden, daß sie sich hier nutzlos opfern, daß in diesem Engpaß, hinter dem sie zahlreiche Mannschaft vermuten, jegliche Kampfmöglichkeit fehlt. Sie drängen zurück, Meldungen und Befehle suchen den Stimmenlärm zu überhallen, werden weitergegeben, mißverstanden — ein Wirrwar droht.

Es gelingt den Führern, sich zu verständigen: An die Haselmatt zurück, um die Verteidiger des Engpasses zu umgehen! Ein mühsamer Ritt die Halde hinan beginnt. Böse Aufgabe: den Pferden werden die Weichen blutig gespornt, sie bäumen sich auf, sträucheln; die zackigen Zimiere verfangen sich im Gestrüch — böse Aufgabe fürwahr. Schon fallen Flüche an Stelle der übermütigen Scherzworte.

In die Fünfzig, die wie sprungbereite Luchse auf



dem Gerigsboden lauern, kommt Leben. Was sie in der Nacht unter laurem Schweiß gerüstet, liegt auf Kanten und Vorsprüngen bereit; ein leichtes Anstemmen, und es saust donnernd, alles mit sich reizend, in die Tiefe. Die mühsam herauskuchenden Ritter sehen sich entsetzt von Naturgewalten bekämpft. Zermalmend fährt die Steinlawine über sie, Baumstämme folgen ihr und schlagen die scheuenden Kofse zu Boden. Wieder ans Ufer hinunter, was sich noch regen kann! Doch wie sich auf dem schmalen Raum zu wirksamer Aufstellung sammeln? Ständig rücken von Ageri her wohlgemute österreichische Scharen nach, den Raum versperrend, das Gedränge vermehrend.

Da — jäh bricht der Gewaltthauen der Eidgenossen vom Güttsch auf, fällt unter ohrenbetäubendem Geschrei dem Heer seiner ganzen Länge nach in die Flanke. Mit dem verzweifeltsten Mut der Männer, die Weib und Kind in Gefahr wissen, dringen sie furchtbar auf den Feind ein, ihre Halparten stechen, stoßen,

schlagen todbringend in die Reitercharen. Den glänzend gerüsteten Angreifern wird die Übermacht zum Unheil: sie stehen sich selbst im Wege, eingekleilt zwischen der von Halparten starrenden Halde und dem See. Reihe auf Reihe werden sie von den weichenden Vorderleuten in die Fluten gedrängt.

Die noch nicht im Kampfe stehen, erfahrt es wie Irrsinn. Betäubt von dem Unblick der Würgengel, die der Wald speit, wenden sie die Kofse und rasen mit verhängten Zügeln davon. Herzog Leupold, den man die Zierde der Ritterchaft nennt, sieht schon eine blutige Halpartenspike vor sich aufblitzen. Er entrinnt dem todbringenden Schlag durch rasches Ausbiegen und langt noch gleichen Tages mit geknickter Helmzier in Winterthur an: ein gebrochener, fortan von Schwermut und Tobsucht gepeinigter Mann.

Die Sieger geben keine Gnade. Ihr Sinn steht weder nach Gefangenen noch nach Lösegeld: nur die Heimat soll freibleiben.

Einer allein findet Schonung. Ein dürre Zwerger mit übergroßem Haupt in einem lächerlich geheckten Gewand; dem treten so seltsam gerundete Augen aus dem fragenhaften Antlitz, daß die erhobenen Waffen sich senken. Scheu starren sie die Mißgeburt an: „Lauj, Weinmannli!“

Noch steht die Sonne nicht hoch im Mittag, da hat sich das Verhängnis erfüllt. Den Uferweg bedecken Leichen und die Leiber erstochener Pferde; der Wellingicht, der an den Strand schlägt, hat die Farbe der Pfirsichblüte. Dicht beieinander liegen auf einer Landzunge fünfzig blau-weiß gewandete Tote, die sich, zu einem Knäuel geballt, mannhast gewehrt haben: das Zürcher Fähnlein.

Graf Strahberg, der über den Brünig mit vier-tausend Mann ins Unterwaldische eingefallen ist, wird ein umgekehrter Handschuh überbracht. Er stutzt, erblickt, befiehlt kopfschüttelnd den Rückzug. Und schon kommen auf dem Alpachersee bemannte Rachen in Sicht, zwischen den Halparten flattern die erbeuteten Banner von Habsburg und Toggenburg. Da schlägt der Rückzug der Österreicher auch hier in wilde

Flucht um, das Entsetzen heftet sich ihnen an die Fersen, wie morgens dem Hauptheer.

Das Land ist frei. Nach allen Seiten.

Drei Wochen sind's, seit der Ewige Bund die Blutaufe empfangen hat; da erneuern die Landammänner und Führer in Brunnen den alten Brief, diesmal in kräftigem Deutsch, daß ihn der gemeine Mann ver-stehe:

„Im Namen Gottes Amen. Weil menschlicher Sinn blöde und zergänglich, künden wir, die Land-leute von Uri, von Schwyz und von Unterwalden mit Brief und Schrift, daß wir, um uns wider die Härte der Zeit zu versehen und mit Friede in Gnaden unser Leib und Blut zu schirmen, uns in Treuen ewig und stetig verbunden haben; und geloben, einander zu helfen und zu raten wider alle und jeden, der uns oder einem von uns Gewalt oder Unrecht täte.“

Unter dem sichtbaren Segen dessen, der in den Bundesbriefen die erste Stelle einnimmt, steht die auf ihn gegründete Eidgenossenschaft noch fest in den Fugen, eine Stätte der Freiheit und des Friedens. Bewehrt für Freiheit und Frieden.

## Appenzeller Volkspoesie und Tracht vor 100 Jahren.

Von Dr. phil. E. A. Geßler, Zürich.

Poetische Inschriften auf Bauernhäusern aus alter bis in die neue Zeit finden sich im ganzen Schweizerlande zerstreut. Auf dem Gebrauchsgeräth aus bäuerlichen Kreisen finden wir ebenfalls Widmungs-sprüche und solche, die irgendeine Lebensweisheit ver-künden. Krüge, Platten, Teller, Schüsseln und Näpfe, Bartbecken, Tassen und Untertassen, Gießfässer und Butterfässer aus Steingut und Fayence (Erdenware) sind damit geziert, seien sie nun weiß-braun oder braun glasiert, sind sie mit bunter Malerei versehen, zeigen Blumen-, Blattwerk-, Früchtedekor, stilisierte Landschaften und Darstellungen aus dem menschlichen Leben. Auch die Trinkgläser wurden mit farbiger Emailmalerei dieser Art ausgeschmückt. Die Volks-kunde hat sich schon längst auf das wissenschaftliche Sammeln dieser Inschriften und Sprüche als ein besonderes Gebiet verlegt. Die Sprüche zeigen uns das Volk in seiner poetischen Werkstatt. Wer die, wenn wir so sagen dürfen, „Dichter“ aller dieser Verse gewesen sind, wissen wir nicht. Vieles ist all-gemeine Spruchweisheit, Volksgut aus Irgendwo-land. Auf alle Fälle gibt uns diese Poesie einen Ein-blick in das innere Leben des Volkes, fern von jeder Gelehrsamkeit.

In einen besonderen Abschnitt, der noch nicht be-handelt sein dürfte, gehört nun eine speziell appen-zellerische Art. Das Schweiz. Landesmuseum besitzt eine Anzahl Teller, die alle aus dem Kanton Appenzell, und zwar aus Herisau, stammen. Es handelt sich um weißglasierte Fayenceteller von run-der Form, von 22—24 cm Durchmesser und 2—3 cm Höhe, mit schwach nach innen abgechrägtem Rand

und leichter Wölbung zum flachen Boden. Diese Teller sind im Gegensatz zu der sonst üblichen Por-zellan- und Fayencemalerei nicht mit gebrannten Farben dekoriert, sondern mit „kalter“ Emailmalerei. Sie zeigen am Boden in reicher Farbenskala Dar-stellungen aus dem Sennen-, Land- und Stadtleben mit den entsprechenden Hintergründen. Wir haben es hier nicht mit Gebrauchsgeräth zu tun, die Tech-nik der Bemalung schließt ja solches aus, sondern mit Dekorationsstücken, die zum Andenken an irgend-eine Begebenheit im Leben der Besteller geschaffen wurden. Dieser Brauch scheint andernorts nicht üblich gewesen zu sein. Er ist spezifisch appenzellisch.

Diese Malereien stammen aus der gleichen Werk-statt, die meisten von der gleichen Hand. Einzelne Stücke sind signiert, und wir lernen als Künstler einen Johannes Bartholomäus Thäler kennen, der sich selbst „Kunstmaler auf der Egg in Herisau Nr. 396“ nannte. Diese Erzeugnisse er-strecken sich zeitlich datiert von 1817 bis 1836. Nach-her verschwinden sie, und es sind höchstens noch spä-tere Nachahmungen dieses Meisters zu erkennen. Er scheint auch seine Kunstware selbst im Handel ver-trieben zu haben. Unsere Erkundigungen im Evang. Pfarramt in Herisau und beim Zivilstandsamt Hundwil ergaben über das Leben unseres Künstlers die folgenden Daten: Bartholome Thäler wurde ge-boren am 21. Mai 1806 als Sohn des Hans Ulrich Thäler und der Anna Juditha Weiler (Zivilstands-amt Hundwil, Familienbuch B II Nr. 757); er ver-heiratete sich am 31. März 1835 mit Anna Katharina Büst von Luzenberg, 1813—1847. Thäler war Bür-